

Liebe Familie, liebe Förderer, liebe Freunde, Bekannte und an alle anderen,

meinen Projektbericht habe ich bereits vor zwei Wochen beendet. Frei nach dem Motto: Dann habe ich es hinter mir und kann die letzten Wochen im Land ganz ungestört und in vollsten Zügen genießen. Das einzige, was mir noch fehlte waren ein paar Bilder aus meinem (Projekt-) Alltag. So dachte ich, an diesem einen Wochenende. Am Sonntag und am Montag vergaß ich meine Kamera zu Hause, am Dienstag war der Akku alle, am Mittwoch bot sich einfach keine Gelegenheit und am Donnerstag war plötzlich schon nichts mehr, wie es einmal war. In der nächsten Woche bin ich leider überhaupt nicht mehr nach Gan Or gekommen, dieser Zustand hält bis heute an und es ist kaum abzusehen, dass ich in meiner Freiwilligenzeit noch einmal in meine Projekte zurückkehren kann.

An jenem Mittwoch, stieg ich gegen Mittag in den Bus zur Arbeit ein und hörte im Radio, dass zwei israelische Soldaten von der Hizbollah-Miliz gekidnappt worden waren. Diese Art von Nachrichten gehörten für mich so sehr zum israelischen Alltag, dass diese neue Meldung überhaupt keine weitere Brisanz für mich besaß. Wenn ich gewusst hätte, dass sich mein Leben, aufgrund dieser Meldung, in den nächsten Tagen um 180 Grad wenden würde, hätte ich meine letzten Stunden mit meinen Kindern oder Alten vielleicht intensiver genutzt? Ist ein bewusster Abschied ein einfacherer Abschied? Am Freitag habe ich meine Wohnung verlassen. Zusammen mit einer Tasche, in der sich zwei T-Shirt und zwei Hosen befanden, meine Schwimmsachen und ein gutes Buch. Ich hatte vor, das Wochenende bei meinem Freund in einem Kibbuz in der Nähe von Haifa zu verbringen. An diesem Tag schlug ich die Wohnungstür hinter mir zu, wie an jedem anderen Tag auch. Es sollte bis auf weiteres das letzte Mal sein. Wir verließen die Wohnung. Das Geschirr stand unabgewaschen in der Spüle, die Wäsche hing auf dem Trockner und wenn ich an die Unordnung in meinem Zimmer denke...Am Sonntag wollte ich nach der Arbeit wieder nach Hause kommen. Bereits am Sonntagmorgen fielen jedoch die ersten richtigen Katjuscha auf Haifa. Ich befand mich zu diesem Zeitpunkt in einem Bunker im Kibbuz. Wir hörten die Sirenen und das dumpfe Einschlagen der Raketen. Ich saß, zitterte, betete. Bei uns wurde schnell Entwarnung gegeben. Ich probierte jedoch stundenlang, die anderen Haifa-Freiwilligen zu erreichen, die dieses ganze Inferno, in einem Bunker in Haifa erleben mussten, teilweise um ihr Leben rannten, um den Bunker rechtzeitig zu erreichen und die Einschläge direkt über ihren Köpfen vernahmen. Als ich Christine endlich erreichte, kullerten mir die ersten Tränen die Wangen hinab. Richtig weinen konnte ich jedoch in den ersten Tagen überhaupt nicht. Der Mensch funktioniert mit all seiner Kraft, wenn er es muss. Am nächsten Morgen, wurde ich schon um 6 Uhr morgens in den Bunker gerufen. Am Dienstag machten wir uns auf nach Jerusalem, um mit allen anderen Freiwilligen darüber zu sprechen, wie es mit unserer Arbeit und unserem Leben hier weitergehen würde. Es war ein emotionales Gespräch mit endlos vielen Tränen. In mir wurde endlich etwas frei, das ich die ganzen letzten Tage mit mir herum getragen hatte. Unserer Anspannung löste sich gemeinsam, um gleich wieder zu wachsen. In der darauffolgenden Nacht, galt es für mich, die bisher schwerste Entscheidung in meinem Leben zu treffen. Bleiben oder gehen? Eine Frist von 15 Stunden war gesetzt. Hatte ich eine Entscheidung getroffen, fühlte ich mich gleichzeitig so verzweifelt damit. Am Ende entschied ich mich zu bleiben, gemeinsam mit der Familie meines Freundes durchzustehen, was durchzustehen ist. Die Chance auf ein Wiedersehen mit den Projekten, in mir zu tragen. Wider Pläne zu schmieden, selbst wenn sie nur für einige Stunden anhalten.

Ich habe das Gefühl, dass ich die Israelis und Israel erst jetzt wirklich verstehe. Wir leben hier für den Augenblick, man weiß nie, was kommen wird. Wir machen Pläne. Entweder aber nur bis heute Mittag oder wir sind flexibel. Ich habe viele Ängste. Meine größte Angst ist jedoch, dass mein Freund zur Armee eingezogen wird. Sein Bruder wurde vor zwei Tagen eingezogen. Gerade jetzt fühle ich den Sinn hier zu sein, mit der Familie, ihnen Halt geben und sie geben mir Halt. Ich glaube, dass ich im Moment so stark sein muss, wie noch niemals zuvor, aber das wichtige ist, dass ich nicht allein bin. ASF betreut uns so wunderbar. Von überall strömen Grüße auf uns ein, Ingrid ruft regelmäßig an. Einige Freiwillige haben das Land verlassen, andere sind nur für einen Urlaub in Deutschland. Ich habe das Gefühl zu schweben, zwischen Traurigkeit und Wut, zwischen Angst und Hoffnung. Ich bin wütend, wenn Europa Israels Unangemessenheit verurteilt. Natürlich denke ich oft an die Frauen und Kinder im Libanon. Natürlich will ich Frieden. Ich will aber auch, dass Israel endlich nicht mehr unter dem Schatten der Katjuschod leben muss, die in regelmäßigen Abständen in den letzten Jahren schon in den Norden des Landes flogen. Kein Land, das über die Situation urteilt, muss diese Situation ertragen, nie zu wissen, wo die nächste Rakete dieser fanatiker einschlagen wird und wieviele Menschenleben die nächste Explosion fordern wird. Kein Land der Welt will seine Kinder im Schatten dieser Wirklichkeit aufwachsen lassen. Vielleicht denke ich wie ein Israeli. Im Moment bin ich ein Israeli, in meinem Herzen, sonst könnte ich hier und jetzt nicht leben. Mir tut es natürlich sehr weh, wenn ich von toten Kindern im Libanon höre. Jeder Mensch weiß jedoch, dass die Vision eines "sauberen" Krieges höchstens demagogisch ist. Ich hoffe, dass die Vereinten Nationen endlich mit einem Ergebnis in diesen so furchtbaren Konflikt eingreifen können, damit auf keiner Seite weitere unschuldige Menschen ihr Leben lassen müssen. Es muss weitergehen, auch wenn ich mich um diese letzte Zeit im Land betrogen fühle, allerdings ist diese Tatsache das kleinste Problem. Ich hätte mir niemals träumen lassen, dass ich einmal ein Teil einer Kriegssituation sein könnte. Das ein Krieg irgendwann auch einmal mein Leben bestimmen könnte. Es ist mir schwer, eine objektive Meinung zu bilden. Ich hoffe, dass ihr das versteht. Vielleicht kann ich irgendwann auch noch einmal etwas anders dazu sagen. Ich schicke euch nun auch meinen Projektbericht. Er kommt mir vor, wie aus einer anderen Welt, aus einer anderen Zeit, von einer fremden Person.

23. Juli 2006 Franziska Steierhoffer, Freiwillige in Israel, Haifa 2005 – 2006

2. Projektbericht

Franziska Steierhoffer
Gan Or / Pisgat Achusa
12.07.2006

Franziska Steierhoffer
Rechov Shimshon 11
34614 Haifa
ISRAEL

Franziska Steierhoffer
Elbestr 82
16341 Panketal
DEUTSCHLAND

***Es gibt in der Welt einen einzigen Weg, welchen niemand gehen kann außer dir.
Wohin er führt, frag nicht, geh ihn!***

Friedrich Nietzsche

Ich bin meinen Weg bis hier her gegangen und der Pfad, den ich noch gar nicht vor all zu langer Zeit eingeschlagen habe, neigt sich plötzlich, fast schon schlagartig, seinem Ende zu und läuft in eine Wegkreuzung aus.

Es war ein Pfad, der am Anfang beschwerlich zu beschreiten war, er war hügelig und nicht immer eben. Während er streckenweise aus staubigen, sandigen Abschnitten bestand, ist er nun manchmal sogar asphaltiert wie eine Schnellstraße. Es war ein Pfad voller Biegungen und Krümmungen, ein Weg von dem Sackgassen abzweigten, von dem sich aber auch Schleichwege und Abkürzungen auftun konnten. Ein Weg, der mich nach allem auf den Berggipfel und an mein Ziel gebracht hat. Wie ein Wanderer schaue ich nun ins Tal zurück. Es ist das Ende einer langen Reise, voll Abenteuer, Erfahrungen, Tränen, Träumen und Glück.

Liebe Freunde, liebe Familie, Förderer und Bekannte, an alle ASFler in Nah und Fern, an alle, die mich kennen oder (noch) nicht kennen,

nun ist es bald soweit. In nun mehr sieben Wochen werde ich Abschied nehmen, von allem, was mir hier vertraut und lieb ist, von dem was ich schätze oder weniger schätze, um mich in das Flugzeug von Tel Aviv nach München zu setzen. Am Ende dieser Zeit, die so unendlich schnell vorbeigezogen ist, möchte ich mich bei euch nocheinmal mit ein paar abschließenden und abschiednehmenden Gedanken melden. Nachdem ich meinen letzten Bericht geschrieben habe, ist hier in meinem Leben noch viel passiert, vieles hat sich nocheinmal verändert, sowohl zum Positiven als auch zum Negativen. Alles in allem haben mich die Ereignisse im letzten Jahr in eine Art Waageposition versetzt. Ich bin ausgeglichen und zufrieden.

Der Abschluss in meinen Projekten

In meiner Arbeit und in meinen Aufgabenbereichen in Gan Or hat sich nichts Wesentliches verändert. Ich fühle mich im Großen und Ganzen wohlbehütet, wie in einer großen Familie. Im letzten halben Jahr haben sich meine Kontakte zu Kollegen intensiviert, was auch auf meine besseren Hebräischkenntnisse zurückzuführen ist. Ich denke, dass ich meinen Erwartungen und den Erwartungen meiner Mitarbeiter gerecht geworden bin. Man hat mir sehr viel Verantwortung (eventuell sogar zuviel) übertragen und sehr auf mich gebaut und vertraut. Ich weiß, dass ich im Projekt sehr gebraucht werde. Besonders seit David der Manager von Gan Or von Akim (so etwas wie die Lebenshilfe in Deutschland, Gan Or ist Akim unterstellt) gefeuert wurde, fehlt es oft an genügend Händen, da seine Kündigung einen Abgang einiger Arbeiter nach sich zog. Das hat natürlich zur Folge, dass es für mich schon schwer sein kann, z.B. Urlaub zu bekommen (eine komplette Woche ist in der Regel nicht drin). Trotzdem hat Gallit (meine Chefin) immer probiert auf mich zu gehen und Kompromisse zu finden.

Ich habe die letzten sechs Monate sehr intensiv erlebt. Festtage und im Moment die "chofesch ha gadol" (großen Ferien) werden mit Feiern oder festlichen Programmpunkten begangen. So habe ich sämtliche jüdische Feiertage feiern, leben und lieben gelernt. Ist der Tag des Feuers gekommen, macht man ein Feuer, zu Pessach bäckt man Mazze, zu Purim gibt es Märchentheater mit Verkleidungen. Zu

allen Feiern wird gebastelt, getanzt und gesungen. Das komplette Leben steht stets unter einem großen Motto.

Meine Kinder, alle acht, sind mir in der letzten Zeit um so enger ans Herz gewachsen. Ich habe ihre Forstschritte gesehen, begleitet und unterstützt, genau so musste ich jedoch gegen Rückschläge kämpfen, sie mindern und manchmal auch ertragen. Während Giauwad gerade lernt alleine zu essen und Ibrahim begeistert in eine Tröte bläst und tatsächlich Töne erzeugt (sogar im Rhythmus eines Liedes), liegt Segev immer wieder mit diversen Krankheiten im Krankenhaus und Emuna kann vor lauter Schmerzen kaum noch in ihrem Rollstuhl sitzen. Ich habe gesehen, wie viel man in diese Art von Arbeit investiert. Nicht nur körperlich, sondern auch seelisch. Ist man zu Hause, trägt man viele Gedanken noch in sich. Es ist eine bewegende und nervenaufreibende Arbeit. In dem Maße, in dem sie schön ist, kann sie auch unendlich traurig sein. Vor einigen Tagen hat Cigal, die Lehrerin meiner Klasse, zwei ihrer Kinder mit in den Gan gebracht. Kinder im gleichen Alter. Erst da ist mir der Unterschied zu meinen Kindern, im Vergleich, richtig bewusst geworden.

Bevor ich angefangen habe, in Gan Or zu arbeiten, habe ich mich schon länger mit dem Gedanken getragen, Sozialarbeit zu studieren. Nun bin ich in diesem Entschluss gefestigt. Ab September werde ich deshalb nach England gehen, um dort in einem Camphill zu arbeiten und Social Works zu studieren.

Auch im Pisgat Achusa (meinem Altenheim) bin ich mit meiner Arbeit im Großen und Ganzen zufrieden. Ich habe Gan Or zwar schon immer als mein Hauptprojekt angesehen, aber dennoch habe ich auch die Stunden mit meinen Alten sehr genossen. Jetzt zum Ende hin fällt mir auf, dass ich noch hätte viel mehr nachfragen oder über das Leben jedes Einzelnen in Erfahrung bringen können. Natürlich habe ich einige Lebensgeschichten erzählt bekommen, aber dennoch habe ich bemerkt, dass ich vor meinem Arbeitsbeginn, noch in Deutschland, immer dachte, man würde viel mehr über Themen wie Shoa oder Allijah sprechen. Tatsächlich fällt es den Menschen oft schwer diesen Themenbereich anzusprechen und auch für mich ist es nicht einfach vom schönen Wetter plötzlich auf den komplexen Themenbereich der Shoah zu lenken. Dennoch weiß ich jedoch über fast jeden im Groben bescheid, doch nicht immer wird so durch mich eine Erinnerung mit-oder weitergetragen, sprichwörtlich konserviert.

Wenn ich beide meiner Projekte vergleiche, sehe ich schon, dass ich in Gan Or durchweg integriert bin. Ich arbeite in meiner Klasse, habe bis vor einiger Zeit Kerzen gezogen, spiele auf meiner Querflöte zu Feiertagen und in Musikstunden und viele meiner Kollegen habe ich fest ins Herz geschlossen.

Im Altenheim hingegen war ich immer eine zusätzliche Bereicherung. Man hat mich nie überschäumend herzlich begrüßt oder erwartet (von Seiten der Mitarbeiter). Es hat gedauert bis sie mich akzeptiert haben und gesehen haben, dass ich ihnen ihre Arbeit nicht wegnehmen möchte. Der Freiwillige muss sich in diesem Projekt am Anfang schon selbst durchschlagen. Wenn mich einer der Pfleger heute fragt: "Ma schlomech?" (Wie geht es dir?), weiß ich das allerdings auch doppelt zu schätzen. Meine Alten und Kinder habe ich hingegen gleichermaßen ins Herz geschlossen und es fällt mir in beiden Fällen momentan noch schwer loszulassen, besonders weil in beiden Fällen noch nicht klar ist, wen von ihnen ich jemals wiedersehen werde. Beide Dinge, die Arbeit in Gan Or und im Altenheim, sind noch so sehr ein Teil von mir und meinem Alltag. Auf der einen Seite bin ich froh, im Herbst einer neuen Herausforderung zu begegnen, auf der anderen Seite fühle ich mich momentan nur halbherzig bereit dazu. Ich habe jedoch noch sieben Wochen und werde mich langsam und hoffentlich auch erfolgreich von beidem lösen können.

Das ASF-Länderseminar und der Nah-Ost-Konflikt

Im letzten Monat war das ASF-Länderseminar in Jerusalem über fünf Tage nocheinmal ein wichtiger Einschnitt in meiner bisherigen Freiwilligenzeit. Während des Seminars haben wir mit einer Psychologin gesprochen, die uns das Thema des Abschieds näher gebracht hat und wir haben einen Studientag in Yad Vashem zum Thema Befreiung miterleben und mitgestalten dürfen. Ein besonders Highlight war eine Tagestour nach Ost-Jerusalem, die von der Freidrich-Ebert-Stiftung organisiert wurde. An diesem Tag hatten wir die Möglichkeit, die Mauer, die die Westbank von Israel trennt, zum Greifen nah zu erleben, uns mit palästinensischen Jugendlichen auszutauschen, in ihre Wirklichkeit einzutauchen und sehr leckeres palästinensisches Essen zu probieren. Sollte man jedoch meinen, dieser Tag hätte mehr Klarheit in mein Bild des Nah-Ost-Konflikts bringen können, so täuscht man sich. Die Konsequenz aus diesem Tag war für mich eher eine traurige Bilanz, denn ich habe erlebt, wie tief Hass Menschen beeinflussen und blind machen kann. Beide Parteien fordern im Konflikt: Sieh ruhig auch die andere Seite, aber sieh meine Position an zentraler Stelle! Besonders von Seiten der palästinensischen Jugendlichen hatte ich das Gefühl, dass sie sich schon vor Beginn des Gesprächs in eine Art Verteidigungsposition begaben, noch bevor wir unsere Meinung geäußert hatten. Es war sehr schwer zu diskutieren, besonders, weil von Seiten der Palästinenser teilweise völlig unmögliche historische Vergleiche gezogen wurden (z.B. Israelis behandelten Palästinenser wie die Deutschen Juden in der Shoah; die Mauer sei genau so wie die Mauer zwischen Ost- und Westdeutschland). Leider kam die Diskussion auch an keiner Stelle zu einem fruchtbringenden Ergebnis, sondern warf immer nur weitere Fragen auf. Besonders erschwert wird meine Meinungsfindung im Moment auch noch durch ein Gespräch mit der Menschenrechtsorganisation Bet' selem, die den Verlauf der Mauer ausführlich dokumentiert hat und durch ihren Verlauf Verstöße gegen zentrale Menschenrechte der Palästinenser aufzeigt. So werden teilweise Bauern durch den Verlauf der Barrikade ihres Farmlandes beraubt, da sie es nur nach stundenlangem Warten an Checkpoints und nur mit Hilfe von israelischen Sondergenehmigungen betreten dürfen, weil es durch die Mauer plötzlich auf israelischem Territorium liegt. Ein Hauptgrund dafür ist, dass die Mauer innerhalb der Westbank und nicht auf der Grünen Linie von 1967 verläuft. Durch die Barrikade werden teilweise ganze palästinensische Dörfer vom Rest des Westjordanlandes getrennt. Palästinenser wissen nie, ob ihnen gestattet wird, einen der über 700 israelischen Checkpoints zu übertreten. Nur mit Sondergenehmigungen ist es ihnen gestattet, doch selbst wenn sie eine Genehmigung haben, befreit sie sie noch lange nicht vom stundenlangen Warten an den Kontrollpunkten. Auf der einen Seite verstehe ich die Wut der Palästinenser über diesen unheimlich erschwerten Alltag, stets der "Willkür?" des israelischen Militärs ausgesetzt. Vor allem, weil diese Art von Maßnahmen in allen Teilen der palästinensischen Bevölkerung einschneiden. Auf der anderen Seite lebe ich in Israel. Ich steige jeden Tag in mindestens vier verschiedene Busse, bewege mich an öffentlichen, belebten Plätzen. Ich verstehe das Bedürfnis nach Sicherheit von Seiten der Israelis, weil ich selber hier lebe und im Moment fast schon Teil von ihnen bin. Ich will keine Angst um meine Freunde oder um mich selber haben müssen, ich will mich frei bewegen können. Wie soll Israel reagieren, wenn palästinensische Terroristen Tunnel graben und Soldaten erschießen? Was soll die Antwort auf Geiselnahmen und Terrordrohungen sein? Meiner Meinung nach hat Israel das hundertprozentige Recht, seine Bevölkerung zu schützen und sich Sicherheit zu verschaffen. Dennoch darf

dieser Sicherheitsanspruch nie die zentralen internationalen Menschenrechte außer Acht lassen, so wie es durch den Verlauf der Mauer geschieht. Diese Tatsache und die Willkür einiger jugendlicher Soldaten schürt nur noch zusätzlich den immensen Hass auf beiden Seiten. Fakt ist, dass die Mauer u.a. innerhalb der Westbank verläuft, um jüdische Siedlungen einzuschließen und somit in israelisches Territorium einzugliedern. Auch mit einer Siedlerin aus der Nähe von Hebron, im Süden der Westbank haben wir gesprochen. Ich habe diese Siedlungen immer als Krebsgeschwür des gesamten Konflikts angesehen und auch jetzt noch halte ich sie für die Grundlage vielen Übels. Doch seit dem Gespräch mit der Siedlerin habe ich nun ein persönliches Schicksal gehört und ihren Standpunkt erklärt bekommen. Die Siedlungen sind für mich so kein anonymes Phänomen mehr, sondern plötzlich mit etwas Persönlichem verbunden. Ich bin mit sehr vielen Eindrücken und Impulsen vom Seminar nach Hause gefahren. Während ich vor meinem Israeljahr wenigstens eine wage Stellung zum Nah-Ost-Konflikt beziehen konnte, ist mir mittlerweile jedes Urteilen schwer. Ich habe das Gefühl, dass meine Urteilskraft mit jedem Menschen, der seine persönliche Geschichte erzählt, immer weiter schwindet. Ich denke, dass ASF-Israel mit diesem Seminar eine sehr gute Arbeit geleistet hat.

Meine Freiwilligenzeit vor dem Hintergrund der Shoah

Ich war eigentlich immer froh, ASF-Freiwillige zu sein, da dies natürlich den Hintergrund bestimmt vor dem ich arbeite. Der ASF-Hintergrund ist besonders in Israel so erschöpfend und so wichtig. Für manche Menschen im Altenheim sind wir ASF-Freiwilligen die ersten und einzigen Deutschen, mit denen sie nach der Shoah gesprochen haben. In der Arbeit mit von der Shoah unmittelbar oder indirekt betroffenen Menschen, haben wir Freiwillige, besonders in Israel eine große Chance, das Bild über junge Deutsche und Deutschland im allgemeinen, neu mitzubestimmen. Wir Freiwillige zeigen, dass junge Menschen aus Deutschland ein Gefühl für die Geschehnisse der Shoah mitbringen und bereit sind, die Erinnerung daran mitzutragen. Während ich also im Pissgat Achusa vor dem direkten Kontext der Shoah arbeite, ist der Bezug in Gan Or viel indirekter gegeben. Natürlich lässt sich die Arbeit mit Menschen mit Behinderung auf die grausamen Euthanasie Morde der Nazis zurückführen. Auf der anderen Seite arbeite ich mit der zweiten oder dritten Nachkriegsgeneration zusammen. Natürlich hat sich für diese Menschen das Bild von Deutschland bereits gewandelt. Dennoch sind besonders Menschen aus der ersten indirekt betroffenen Generation oft im Inneren von den traumatischen Erlebnissen ihrer Eltern geprägt. Auch hier bietet sich für mich die Möglichkeit zu helfen, ein positives Deutschlandbild zu zeichnen. Dass die Shoah in den Köpfen der Menschen manchmal immer noch tiefer verankert ist, als man eigentlich annimmt, zeigt sich oft in Banalitäten. Kaum ein Israeli will z.B., dass Deutschland die Fußballweltmeisterschaft gewinnt. "Du weißt schon, wegen dem, was damals passiert ist!", heißt es oft. Es ist nicht immer leicht, eine junge Deutsche in diesem Land zu sein, auch wenn mir das Wort "Germania" mehr Türen öffnet, als ich am Anfang dachte. Auf der einen Seite ist es manchmal schwer deutsch zu sein, wenn vom ehrlichen Israeli teilweise offene Antipathien gegen dieses Land geäußert werden ("Ich konnte mit Deutschen noch nie, aber du bist die Ausnahme!"). Ich denke, dass in jedem Menschen eine emotionale Bindung an sein Heimatland schlummert und natürlich auch in jedem Land Stereotype zu finden sind. Ich kann eine Abneigung gegen Deutschland in diesem Land natürlich nachvollziehen, aber unfundierte Vorurteile können schon wehtun. Besonders, weil ich oft das Gefühl habe, dass die

direkt von der Shoah betroffene Generation mit Deutschland manchmal besser umzugehen weiß, als ihre Kinder und Enkelkinder. Auf der anderen Seite habe ich aber über die Zeit in einem Land wie Israel meine eigene Herkunft auf eine ganz andere Art und Weise neu schätzen gelernt. Ich habe mich natürlich schon als Deutsche in Israel und auch vor dem ASF-Hintergrund betrachte, allerdings habe ich mich in vielen Situationen einfach auch nur als Europäerin gesehen. Wenn man die Enge und territoriale Eingeschränktheit des Landes erlebt, scheint es fast wie ein Wunder, dass man in Europa völlig ohne Passkontrollen von einem Land ins andere reist, dass ich überall leben und arbeiten kann wo ich möchte. Das wir in Frieden leben, keine Angst vor Terror haben müssen und eine Wertegemeinschaft sind. Über meine Identität als Europäerin habe ich aber auch meine Identität als junge Deutsche schätzen gelernt. Natürlich tragen wir die Verantwortung des Erinnerns an die Shoah, das heißt jedoch nicht, dass wir nicht auch stolz sein dürfen auf das Deutschland, in dem wir, junge 20-jährige, aufgewachsen sind. Auf ein Deutschland in Europa, mit Europa und für Europa. Auf ein Deutschland, das ein Sozialstaat ist, das auf ein gewaltiges Kulturgut zurück schaut, in dem so viel Leben herrscht. Vielleicht ist die Stimmung durch die Fußball-WM der erste Schritt zu einem verantwortungsvollen Patriotismus in unserem Land, durch dessen Hilfe wir es schaffen, endlich eine neue deutsche Identität zu kreieren, die eigentlich erst den wirklich verantwortungsvollen Umgang mit der Shoah ermöglicht.

Ausblick?

In sieben Wochen werde ich das Land verlassen und einen neuen Lebensabschnitt beginnen. Ich denke jedoch, dass die Zeit in Israel einen wesentlichen Abschnitt in meinem Leben darstellen wird. Wahrscheinlich werde ich viele Dinge mit "vor Israel" und "nach Israel" beschreiben. Viele Dinge werde ich vermissen, wie z.B. die offene, direkte, ehrliche Art der Menschen hier, die mich ein bisschen aus unserer deutschen Versteiftheit herausgelockt hat. Das Lachen und Weinen meiner Kinder, der Kaffee und der Kuchen im Altenheim, unsere Wohnung und all das, wird mir mit Sicherheit fehlen.

Wenn ich nun bald zum letzten Mal in den Bus nach Gan Or steige, wird das "Boker tov" (Guten Morgen) des Busfahrers so klingen wie an jedem Morgen. Für alle anderen wird es ein Tag sein, wie jeder andere auch. Keine meiner morgendlichen Bekanntschaften wird wissen, dass dies mein letzter Morgen mit ihnen ist. Mein letzter Morgen als Teil der israelischen Gesellschaft. Der Elektriker wird wie jeden Morgen zur Arbeit fahren, der Orthodoxe an der Synagoge aussteigen, das Schulmädchen Kichern wird mich wie immer noch nach dem Aussteigen verfolgen. Was ist, wenn ich am nächsten Tag nicht mehr mit ihnen zur Arbeit fahre? Werden sie mich vermissen oder sich zumindest kurz fragen, wo ich bleibe? Ich habe so viele Gesichter gesehen, so viele Menschen erlebt. Ich verabschiede mich von diesem aufbrausenden, geteiltem und vielfältigem Land mit einem lachenden und einem weinenden Auge. Ich habe Spuren hinterlassen, in den Köpfen der Menschen, in der Bildergalerie des Altenheims, vielleicht auch im Herzen meiner Kinder. Genau so behalte ich alles in Erinnerung und staune, was dieses Land aus mir gemacht hat. Ich werde die Gedanken an dieses Jahr in mir tragen, von Zeit zu Zeit aufwärmen und mit all dem was ich hier erlebt und gelernt habe, bald schon einen neuen Anfang wagen.